

Nr. 128 Bromberg, den 16. Dezember 1924.

Feuer am Nordpol.

Roman aus der Gegenwart von **Karl-August von Laffert.**

(20. Fortsetzung.) ——

„Als erstes muß so schnell wie möglich das Platinlager ausgebeutet werden, damit wir Betriebskapital in die Hand bekommen. Im Laufe dieses Winters bauen wir eine Anzahl großer Flugzeuge, die bei Beginn der guten Jahreszeit das nötige Material sowie die auserwählten Arbeiter und Ingenieure zum Pol bringen."

„Wieviel Arbeitskräfte haben Sie vorgesehen?"

„Anfangs sollen es vierzig Männer sein. Die Hälfte wird direkt an den Arbeiten zur Platingewinnung beschäftigt, der Rest sorgt lediglich für die leiblichen Bedürfnisse der ganzen Kolonne. Hierher gehört: Einrichtung der Unterkunftsräume, Sorge für Essen und Kleidung, Aufstellung und Bedienung der Maschinen für Heizung und Beleuchtung, Entladen der neu eintreffenden Flugzeuge und Ähnliches."

„Haben Sie das Gewicht des Materials berechnet, das vor Beginn der Arbeiten herbeigeschafft werden muß?"

„Ich stellte es auf sechzig Tonnen fest."

„Dann brauchen Sie aber eine große Anzahl von Flugzeugen."

„Der neue Typ unserer Maschinen vermag bei voller Bemannung noch eine Nutzlast von einer Tonne zu tragen."

„Sie werden natürlich Ihre Operationsbasis, von der die Flugzeuge die Nordlandreise antreten, so weit wie möglich vorschieben. Haben Sie wieder Spitzbergen dafür in Aussicht genommen?"

„Wir wollen den Norwegern keine Schwierigkeiten bereiten und den Franzosen keine Möglichkeit einer Störung geben. Daher wählten wir Archangelsk am Weißen Meere als unseren Etappenhauptort. Dorthin wird alles Material mittels Bahn geschafft. Der Weg von da bis zum Polarlande wäre aber noch zu weit. Wir legen daher, sobald das Nordmeer eisfrei ist, einen vorgeschobenen Etappenort auf der Insel Nowaja Semlja an. Im Juni kann bereits der erste beladene Eisbrecher dorthin fahren. Die Entfernung bis zum Nordlande beträgt von da aus nur noch 2000 Kilometer, was einer Fahrt von zehn Stunden gleichkommt. Die Flugzeuge fliegen am ersten Tage zum Neulande. Während der Entladung werden die Maschinen überholt. Am zweiten Tage geht es zurück nach Nowaja Semlja, wo 48 Stunden Ruhe eingelegt werden. Diese Zeit genügt zu etwaigen Reparaturen und zum Neubeladen. Auf diese Weise [illegible]t jedes Fahrzeug im Monat sieben Hin- und Rückflüge. Mit zehn Maschinen hätten wir also in vier Wochen das ganze Material fortgeschafft."

„Demnach würde also die Mutung auf Ihr Platinlager nicht vor Mitte Juli beginnen können. Dann wird es für dieses Jahr zu spät, noch die Ausbeutung der Erdölquellen zu beginnen."

„Es müßte eben auch dafür bereits alles vorbereitet sein", warf Nagel ein.

„Diese Vorbereitungen würden doch wohl mindestens das Fünffache an Material, Arbeitern und demnach auch an Flugzeugen bedingen. Glauben Sie, daß ein vernünftiger Mensch sich finden wird, diese gewaltigen Ausgaben auf einen blauen Dunst hin zu leisten?"

„Dann bleibt nichts anderes übrig, als daß Sie persönlich die Zuverlässigkeit der Sandersschen Behauptungen überprüfen", meinte der junge Jnacnieur. „Darf ich den Vorschlag machen, ihn einer Probe seiner Fähigkeiten in einem nur Ihnen bekannten Montanrevier zu unterwerfen? Vielleicht werden Sie ihm Glauben schenken und uns gleich in ausreichender Weise unterstützen."

Hugo lachte vergnüglich vor sich hin. Dann meinte er:

„Eins will ich Ihnen sagen, junger Freund: Entweder ich lasse überhaupt meine Hände von der Sache, oder sie wird gleich so angegriffen, daß auch richtiger Dampf dahinter ist. Jedenfalls will ich Ihren Vorschlag in Erwägung ziehen und Ihnen in kürzester Zeit Nachricht zukommen lassen, ob und wann ich Sie und Herrn Sanders nochmals eingehend zu sprechen wünsche. — Hätten Sie denn überhaupt genug ausgebildetes Personal, erstens zum Bau dieser großen Menge von Flugzeugen und zweitens zur sachverständigen Bemannung und Führung derselben?"

„Uns stehen die ganzen Leute der Martensschen Fabrik zur Verfügung, die sich jetzt bereits in Kirgisia befinden. Zusammen mit russischem Ergänzungspersonal reichen sie vollkommen aus."

„Martens selber ist vor acht Tagen den Franzosen entflohen."

„Und ebenfalls bereits in Kirgisia", fiel Nagel ein.

„Ich dachte es mir. Natürlich von den Bolschewisten befreit?"

„Ja."

„Fabelhaft, diese Leute! Zu Feinden möchte ich sie nur ungern haben. Leider sind sie auch als Freunde noch recht unzuverlässig. Und damit komme ich auf den letzten Punkt der Angelegenheit: Wie dachten Sie sich die politischen Verhältnisse in dem neuen Nordlande?"

„Wir müssen unser Neuland dem deutschen Staate als Kolonie anbieten", meinte Nagel.

„Damit werden Sie wenig Glück haben", lachte Hugo. „Es bleiben dann also nur zwei Möglichkeiten: Entweder Sie treten unter russische Oberhoheit, oder Sie machen sich zu einem selbständigen Staate, erwählen einen Präsidenten und geben sich Ihre eigenen Gesetze."

Der Herr, von dem Nagel zuerst empfangen worden war, betrat jetzt wieder das Abteil.

„Wir fahren in die Station Celle ein", meldete er.

„Dann leben Sie wohl", sagte Hugo und reichte dem über den plötzlichen Abschied erstaunten Ingenieur die Hand. „Sie werden von mir hören."

Telegramm in Chiffern aus Gelsenkirchen.

An Herrn Blankenburg, Kalmikowskaja, Rußland.

Angestellte Versuche mit Sanders verliefen erfolgreich. Bin bereit, mit Stratoff zusammen das Unternehmen zu finanzieren. Vorbereitungen müssen so getroffen werden, daß im nächsten Jahre gleichzeitig mit Inangriffnahme der Platingrube die Erbohrung der Erdölquellen stattfindet. Nagel kehrt in einigen Tagen nach dort zurück. Ersuche Sie, in Verbindung mit ihm und Stratoff detaillierten Arbeitsplan zu entwerfen, in welchem vor allem auch die monatlichen Geldbedürfnisse erscheinen. Erbitte nach Fertigstellung persönliche Rücksprache mit Ihnen. Hugo.

*

An Ihre Durchlaucht die Fürstin Linda Lahory, Schloß Saratu, Rumänien.

Professor von Dappers Sanatorium in Bad Kissingen.

Hochverehrte Fürstin!

Gestern traf ich mit unserem schwererkrankten Freunde, Herrn Sanders, hier ein. Da er selber noch zum Schreiben zu schwach ist, bat er mich, Ihnen Nachricht zu geben, bevor

Sie vielleicht von anderer Seite etwas über seinen Unfall erfahren.

Also zunächst die Hauptsache vorweg: Herr Sanders ist außer aller Lebensgefahr und wird nach Angabe des sehr tüchtigen Professors in einigen Wochen wieder im vollen Besitz seiner Kräfte sein.

Und nun lassen Sie mich Ihnen genau alles erzählen: Vor vier Tagen kamen Sanders und ich in Gelsenkirchen an, wohin Herr Hugo uns gebeten hatte, um sich persönlich von den Fähigkeiten unseres Freundes zu überzeugen. Bereits abends im Hotel klagte Sanders über Schwindel und Müdigkeit. Merkwürdigerweise glaubte er, die Kohlengegend sei daran schuld. Er habe bereits früher die Beobachtung gemacht, daß die Ausstrahlungen größerer Kohlenmassen deprimierend auf ihn wirkten.

Am anderen Morgen fuhren wir in zwei Autos in Begleitung von Hugo und mehreren seiner Angestellten in die Umgebung der Kohlenstadt. Überall rauchten Schornsteine, rasselten Fördertürme und flammten die Hochöfen. An einem Ackerstück, in weiter Entfernung vom nächsten Schachte, stiegen wir aus. Hugo und seine Leute zogen eine Karte hervor mit Einzeichnungen der unterirdischen Struktur der Erdschichten, soweit sie durch die Anlagen der Gruben bekannt waren.

Und nun begann die uns so wohlvertraute Tätigkeit unseres Freundes, die zu den überraschendsten Resultaten führte und Hugo und seine Angestellten zu heller Bewunderung hinriß.

Zunächst stellte er aufs genaueste den Verlauf aller unterirdischen Anlagen fest, bis er plötzlich an einer Stelle in große Erregung geriet.

Es war dort, wo in der benachbarten Grube auf der sogenannten dritten Sohle in etwa 500 Meter Tiefe ein Verbindungsstollen durchgeschlagen werden sollte. Hier trennte nach seiner Behauptung nur noch ein Stück von etwa drei Metern den Stollen von einem großen Hohlraume, der mit stark komprimierten Kohlengasen angefüllt war. Beim unvermuteten Anschlagen dieses Hohlraumes konnte unter Umständen eine der sehr gefürchteten Schlagwetterexplosionen stattfinden.

Rasch wurden die Autos bestiegen, und wir rasten zum nächsten Schachteingang. Hier gelang es noch, die Mannschaft in jenem Stollen rechtzeitig zu benachrichtigen. Die Sprengladung wurde wieder entfernt und statt ihrer eine mit komprimierter Luft getriebene Bohrmaschine eingesetzt. Nach Verlauf von zwei Stunden schlug sie den mit Gas gefüllten Hohlraum an, und sofort drängten die Schlagwetter mit solcher Gewalt aus dem Loche, daß die Maschine beiseite gedrückt und beschädigt wurde. Noch volle 48 Stunden soll es gedauert haben, bis der Druck des Gases völlig nachließ.

Herr Hugo verzichtete nun auf weitere Proben der Sandersschen Fähigkeiten und lud uns zu einem Frühstück in seiner Villa ein. Hier leistete sich Sanders noch einen besonders glanzvollen Beweis seiner Begabung, indem er unmittelbar neben der Villa im Park einen artesischen Brunnen entdeckte, der in nur zehn Meter Tiefe liegen sollte. Wie wir hier durch ein Telegramm erfuhren, ist die Quelle tatsächlich erbohrt und springt selbsttätig einen Meter hoch über die Erdoberfläche.

Nach diesem letzten Versuche seiner Tätigkeit war Sanders so erschöpft, daß ich ihn sofort ins Hotel brachte, wo er alsbald zu Bett ging.

Am nächsten Morgen fand ich ihn zu meinem Schrecken in einem höchst bedenklichen Zustande. Er schien bei Bewußtsein, vermochte aber nicht zu sprechen, und sein Puls war kaum mehr zu fühlen.

Ein sofort herbeigerufener Arzt ordnete seine Überführung in ein Krankenhaus an. Hier wurde er durch zwei Ärzte einer eingehenden Untersuchung und Begutachtung unterworfen, die aber zu keinem positiven Ergebnis führte. Die schwache Atmung und eine fast völlig aussetzende Herztätigkeit ließen die Vermutung einer schweren Vergiftung zu.

Ich verlangte nun mit aller Energie ein Krankenauto, das uns aus dem Kohlenrevier fortbringen sollte. Schließlich setzte ich meinen Willen durch, und kurze Zeit darauf fuhren eine Schwester und ich mit dem Schwerkranken nach Münster ab, wo wir ihn in eine Klinik bringen wollten.

Bereits eine Stunde nach unserer Abfahrt zeigte unser Patient eine deutliche Besserung. Der Pulsschlag wurde lebhafter, die Atmung freier, und als wir in Münster ankamen, konnte selbst ich als Laie erkennen, daß keine Lebensgefahr mehr vorlag, was auch der dortige Chefarzt bestätigte.

Nach weiteren zwölf Stunden fühlte Sanders sich soweit hergestellt, daß der Arzt eine Überführung nach Kissingen gestattete. Professor von Dapper ist ein alter Freund von Sanders, dem er bereits mehrfach bei nervösen Störungen geholfen hat. Er stellte eine nervöse Erregung des Herzmuskels fest sowie eine allgemeine Schwächung des Organismus. Er will ihn noch etwa vier Wochen in seiner Obhut behalten.

Ich reise morgen nach Kalmikowskaja, wo meine Anwesenheit dringend erforderlich ist, denn unser Projekt wird jetzt spruchreif und bedarf angestrengtester Tätigkeit.

Ich bin, hochverehrte Fürstin, Ihr aufrichtig ergebener

Georg Nagel.

Telegramm an Professor von Dapper in Kissingen. Ich bitte, mir vom 23. ab Zimmer mit Salon und Bad zu reservieren.

Fürstin Linda Lahory.

(Fortsetzung folgt.)

Geheimes Walten.

Von Rudolf Huch.

(Nachdruck verboten.)

Ein namhafter Schriftsteller berichtete kürzlich zwei merkwürdige Ereignisse; verlorene Dinge von einem weniger materiellen als menschlichen Wert sind durch eine wunderbare Verkettung von vielen Ursachen und Wirkungen an die Verlierer zurückgelangt. Der Schriftsteller sagt mit vollem Recht, daß die beliebte Erklärung, es handle sich eben doch um Zufall, der unter den Milliarden Fällen nur zweimal wunderbar gewaltet habe, hier nicht verfängt. Wenn ein an sich unbedeutender Gegenstand aus einer deutschen Stadt heraus nach Neuyork wandert und aus dem ungeheuren Betriebe seinen Weg zurück in dieselbe Stadt und in die nach ihm verlangenden Hände findet, so ist es ebenso gequält, hier von einem Zufall zu reden, wie in dem Falle des Polykrates, der vielleicht eine Sage ist, aber auch sehr wohl wahr sein könnte. Natürlich ist es Zufall, insofern wir ihn von menschlichem Vorsatz unterscheiden, aber es ist noch etwas anderes. Jener Schriftsteller will diese Fälle unter den Begriff Schicksal einreihen. Ich habe nichts dagegen, ich finde es gleichgültig, welchen Namen wir geben. Hier ist das schlechthin Unerklärliche.

Ich selbst habe in meinem „Engen Leben" einen mehr spaßhaften Fall des Unerklärlichen berichtet. Drei junge Leute, zu denen ich gehörte, hatten die Karte Pik Zehn zu einer Art von scherzhaftem Symbol gemacht. Wir unternahmen nach einer Regenperiode einen langen Spaziergang und sahen vor einem entlegenen Dorfe von weitem eine Spielkarte im Schlamm liegen. Ich rief, das ist die Pik Zehn, und sie war es. Daß einer von uns sie dorthin praktiziert hätte, ist ausgeschlossen. Natürlich waltet auch hier ein Zufall, insofern irgend jemand die Karte durch irgend einen Zufall verloren hat. Dennoch muß es nach meinem Gefühl noch etwas anderes sein. Wollen wir eine Erklärung versuchen, so müssen wir schon an Elementargeister oder sonst unsichtbare Wesen glauben, wogegen sich denn doch manches in mir sträubt.

Wir nennen das Eigentliche in der Welt, das uns nicht unmittelbar zugängliche Letzte, an das wir glauben, ohne es wahrzunehmen, Gott. Warum soll Gott immer nur im Größten wirken? Das Schöne ist uns doch mindestens ebenso göttlich wie das Gute. Warum sollte Gott nicht auch seine Scherze treiben? Gute Scherze natürlich; die schlechten sind allzu menschlich.

Ich habe lange vor dem Kriege, als noch niemand von unerklärlichen Dingen wissen wollte, auf einen gewissen Rhythmus hingewiesen, der sich immer wieder im Geschehen vernehmen läßt. Dahin gehört es, daß Shakespeares Geburtstag auf dasselbe Datum fällt wie sein Todestag und daß er und Cervantes am 23. April 1616 gestorben sind. Dahin gehört besonders auch die bekannte Erscheinung von der Duplizität, die man wirklich nur leugnen kann, wenn man kein Organ für derlei Wahrnehmungen besitzt. Übrigens muß gerade Shakespeare ein ausgesprochenes Gefühl für sie besessen haben. Es ist hier nicht der Ort, das im einzelnen zu begründen.

Ernster und eindrucksvoller noch wirkt das Ironische im Erdengeschehen, für das wieder Shakespeare ein besonders feines Gefühl besessen hat. So läßt er diese Ironie in Richard III. wirken, wo Lord Hastings über die bevorstehende Hinrichtung seiner Feinde frohlockt, während der gekrönte Henker auch seinen eigenen Tod längst beschlossen hat.

Einer Dame meiner Bekanntschaft, die das sechzigste Lebensjahr überschritten hatte und in abhängiger Stellung lebte, war prophezeit, sie würde sich noch verheiraten und in reiche Verhältnisse gelangen. Ich will mich hier nicht über die Möglichkeit von Prophezeiungen verbreiten. In diesem Falle hat sie sich erfüllt. Es geschah infolge einer Verkettung von Umständen, die niemand voraussehen konnte, daß ein reicher Mann, der die Dame in jungen Jahren geliebt

hatte, um sie anhielt. Wenige Monate nach der Verheiratung zeigte sich eine unheilbare und ansteckende Krankheit, die langsam zum Ende führen wird. Die Dame lebt fern von dem Hause des Mannes und hat nichts gewonnen als gute Krankenpflege. Diese Ironie hat vielleicht etwas Unbarmherziges. Immerhin wäre die Lage der Dame ohne das Geld ihres Gatten unendlich trostloser, und schließlich sind Gottes Gedanken nicht unsere Gedanken.

Besonders merkwürdig und ergreifend waltet das Ironische zuweilen in dem Sterben großer Gestalten aus der Geschichte der Welt und des Geistes.

Über Shakespeares Tod gibt uns einzig eine Notiz des Ortsgeistlichen von Stratford Kunde: Herr Shakespeare hatte Besuch von zwei Schauspielern. Sie tranken die Nacht hindurch, wie es scheint, zu viel, denn Shakespeare starb an einem Fieber, das er sich dabei zugezogen hatte.

Wer in Shakespeares Dramen auch nur oberflächlich Bescheid weiß, kann nicht im Zweifel darüber sein, daß er bei den Geistlichen seinerzeit nicht gut angeschrieben war. Wir sehen den würdigen Herrn, wie bei seiner Notiz ein behäbiges Lächeln auf seinen Zügen liegt. Wir ahnen aber auch das ironische Antlitz des Weltgeistes, der die wahre Grabschrift gelassen den Jahrhunderten überläßt.

Moltke spielte eines Abends mit seinem Neffen und dessen Gattin Whist. Er machte sie Groß Schlemm, stand auf und triumphierte. Dann setzte er sich, Schweiß brach aus, er wurde zu Bett gebracht, schlief ein und wachte nicht wieder auf. So ist der große Schlachtensieger mit einem glänzenden Siege in dem zwecklosesten aller Erdenkämpfe aus der Welt gegangen.

Bismarck lag totkrank und schwer leidend in einem Sessel. Auf einem Tische stand ein Trank aus Champagner und irgendeinem Wasser, der ihn laben sollte. Ein Bedienter, der um ihn war, hatte strengen Befehl, den Trank nur in genau bestimmten Zeitabschnitten zu verabfolgen. Bismarck wollte ihn außer der Zeit schlürfen. „Durchlaucht, ich darf nicht", sagte der Diener. Bismarck erinnerte ihn, daß er auch einmal krank war und also weiß, wie einem Kranken zumute ist. Er bittet so flehentlich, mit so weicher Stimme, daß der Bediente nicht widerstehen kann. Bismarck trinkt, schlummert ein und wacht nicht wieder auf. Der Mann, dessen Wollen gewaltiger war, als das irgendeines Menschen seiner Zeit und mancher andern, dessen Stimme die Völker des Erdballes gelauscht haben, ist von der Weltbühne abgetreten mit einer beweglichen Bitte an seinen Bedienten.

Andere mögen dies alles für Zufall, für künstlich hineingedeutet und Gott weiß was halten. Ich sehe schon deshalb etwas anderes darin, weil ich die Welt ohne das Walten des Unerklärlichen für kahl und uebefriedigend halten würde.

Übrigens ließe sich die Tendenz nach dem Rhythmischen vielleicht auch in der Natur allenthalben aufspüren. Daß in dem Aufbau der Pflanzen ein Rhythmus waltet, liegt am Tage. Aber selbst im Unbelebten scheint es mir zu walten. Wer das Fallen eines Bergwassers aufmerksam beobachtet, wird finden, daß es nicht in lückenlosem Fließen, sondern in einem Rhythmus geschieht, und was ist das Schießen des Kristalls anders als Rhythmus! Wenn viele Menschen solche Untersuchungen heute Spielerei nennen, so ist vielleicht die Zeit nicht allzu fern, die sie mit anderen Augen ansehen wird.

Intermezzo.

Von Erwin Nielsen.

Die Straßenbahn hält. Eine sehr entzückende Dame in Gesellschaft eines Herrn steigt ein.

Sie nimmt neben mir Platz, ohne den lebhaften Wasserfall ihrer Mollstimme einzudämmen.

Er lehnt sich, in die Zeitung blickend, auf die Tür des Wagens. Wenn er einmal nach langem Intervall ein Wort entgegnet, merkt man, daß er Fehler im Zuhören begangen hat.

„Aber du paßt ja gar nicht auf!"

Er lächelt zerstreut, nickt, markiert flüchtig Aufmerksamkeit, läßt wieder die Augen in die Druckspalten irren. Sie fährt zu sprechen fort.

„Du bist ungezogen", erklingt es plötzlich mit etwas schärferer Betonung.

Ich entnehme meiner Aktentasche eine umfangreiche, prächtig illustrierte Modenrevue, deren Blätter ich rauschend umwende. — Die Dame stutzt. Blickt scheinbar zufällig kurz musternd herüber.

„Ich war bei „Unterkleidern und Schuhen", nun gehe ich zu „Blusen und Jacken" über. Die Dame plaudert langsamer und schickt andauernde Blicke. Er läßt etwas häufiger einen Satz vom Stapel.

Ich bin bei den „Kostümen" angelangt. Sie macht Gesprächspausen, er spricht anhaltender.

Nun aber schlage ich die „Hüte" auf. Sie spricht nicht mehr, scheint jegliche Scheu überwunden zu haben und blickt mit angelegentlicher Interessiertheit in meine Zeitschrift. — Er hat mit einem energischen Knick seine Zeitung zusammengefaltet, eingesteckt und spricht, mir haßerfüllte Blicke zuwerfend, nun ununterbrochen.

Die Modenrevue hat ihren Zweck erfüllt. Ich schiebe sie wieder in die Aktentasche.

Die Dame lächelt — — Und der Herr nun beginnt langsam wieder die Zeitung aus der Tasche zu ziehen.

Die Stimulantien.

Von Hildegard Malzacher.

Kokain.

Es ist tiefe Nacht, schon die Wende zum Morgen. Der Herr der bis ins kleinste raffiniert ausgestatteten Räume ist vor kurzem von seinem beinahe täglichen Bummel durch die verschiedensten Nachtlokale und Spielklubs nach Hause gekommen. Er hat sich abgespannt, aber nicht müde, in einen Sessel geworfen und schiebt nun gelangweilt eine Byrosmappe auf einen reichgehämmerten, niederen, orientalischen Tisch zurück, greift nach dem gewölbten, goldenen Zigarettenetui mit einem Edelstein als Schloß und entnimmt ihm eine Zigarette. Doch die nervösen, hageren, blaugeäderten Hände lassen sie auf den Tisch gleiten, ehe sie angezündet ist. Er tastet in der Westentasche nach einem winzig kleinen, altjapanischen Elfenbeindöschen, öffnet es hastig und saugt den bitteren Geruch des Kokains durstig ein, ehe er eine Prise nimmt. Hierauf geht er belebt auf und ab, freut sich seiner sprunghaft geistreich aufblitzenden Gedanken, die aber ebenso rasch, wie sie gekommen sind, wieder verflattern. Ach, wenn er schlafen könnte, einmal schlafen, wie in längst vergangenen Zeiten.

Vor dem Kriege hatte er, der aus mäßig reichem Hause stammte, schon für einen geistreichen Kritiker gegolten, da er noch Kunstgeschichte studierte. er, der über den Durchschnitt begabt war und einen gesunden, scharfen Blick besaß. Nach dem Kriege war er nicht mehr fähig, durch eisernen Fleiß die entstandenen Lücken auszufüllen und so hatte er unter der Hand angefangen, Bilder, Antiquitäten, Gobelins zu kaufen und zu verkaufen. Heute ist er einer der reichsten Kunsthändler der Großstadt, da er seine Inflationsgewinne sofort günstig anlegte. Von Sensation zu Sensation eilend, längst zu Tode gelangweilt, an den ständigen Genuß von Kokain gewöhnt, taumelt sein Geist immer wieder in die Höhe, um nach kurzen Augenblicken zu erkennen, daß ihm von seinen großen Gaben nichts blieb, als diese geistreichen, von Kokain erweckten Blitze eines längst erstorbenen Wissens.

Opium.

Durch die groteske, bizarre Art ihrer Linienführung hat sich die Zeichnerin besonders in Berlin viel Bewunderer geschaffen. Das Publikum zahlt jeden Preis für die seltenen Blätter ihrer Hand. Ihre zum Teil unerquicklich anmutenden Motive gehen sogar Künstlern allermodernsten Schlages manchmal zu weit. Den meisten ist die Zeichnerin persönlich unbekannt, welche, seit Jahren an das Rauchen von Opium gewöhnt, nur dann arbeitet, wenn ihre zum Lebensunterhalt benötigten Mittel zu Ende gehen. Jedoch verbittert, verkümmert, verzerren sich Talent und Charakter bei ihr in demselben Maße, wie sie erkennt, daß ihre auf diesem Aufpeitschungsmittel aufgebaute Kunst eines Tages zu Ende sein wird und sie, unfähig dem Opium zu entsagen, niemals mehr imstande sein wird, irgendeine Arbeit zu leisten.

Alkohol.

Wenige Minuten vor ihrem Auftreten greift die Kabarettistin nach dem Glas von ziemlicher Größe, das in ihrer Garderobe immer zur Hand gestellt ist, mit starkem Alkohol gefüllt. Sie trinkt es in einem Zuge leer und geht erregt auf und ab, indem der Ansager auf der Bühne ihren seit Jahren als Zugkraft der vornehmsten Nachtlokale bekannten Namen dem Publikum vermittelt. Kurz darauf erscheint die Angekündigte, läßt mit lässig graziöser Bewegung das seidene Cape von der raffiniert eleganten Toilette gleiten. Die geschickt abgetönte Beleuchtung hebt die grazile Gestalt der nicht mehr jungen Frau mit den strahlend blauen Augen und den wippenden, kurzgeschnittenen Pagenhaaren sehr vorteilhaft aus dem Rahmen der Bühne heraus. Nach Ende ihrer Nummer gibt sogar meist das blasierte Lebepublikum seinem Gefallen Ausdruck. Müde, mit starkem Schwächegefühl in den Armen und Knien, geht die Künstlerin langsam von der Bühne und, ohne sich umzukleiden, zu ihrem wartenden Wagen. Als Einzige überall von der Verpflich-

tung befreit, nach Schluß der Vorstellung in den Räumen des Etablissements anwesend zu sein, kostet es sie schon unsägliche Mühe, täglich ihr Zehnminutenprogramm zu vollenden, und nur die Wirkung des Alkohols gibt ihr die vorübergehende Kraft, es durchzuhalten.

Morphium.

Die siebzehnjährige, schlanke, frische und bildhübsche Tochter eines Professors der kleinen Universität wurde die Frau des Großindustriellen, der durch seine faszinierende äußere Erscheinung und den Nimbus seines unermeßlichen Reichtums ihr unerfahrenes Herz gewonnen hatte. Glück konnte nicht entstehen aus einer Ehe, die, aufgebaut auf den beiderseitigen äußeren Vorzügen, zwei grundverschiedene Menschen zusammenspannte. Der Lebemann sah nach kurzen Jahren in seiner jungen Frau nur noch die taktvolle und zurückhaltende Repräsentantin seines Hauses und nahm sein Junggesellenleben außer dem Hause aufs neue auf. Die Frau aber welche aufgewachsen in dem durchbildeten und durchgeistigten Rahmen ihres Vaterhauses, von Jugend auf an den Verkehr mit bedeutenden Männern gewöhnt war, stand bald vollkommen freudelos diesem prunkhaften Leben inmitten einer Fülle äußerer Bequemlichkeiten gegenüber. Daß ihr Mann, wie sie bald erfuhr, ihr nicht treu war, berührte sie kaum, denn sie verstand es gar nicht. Erst der Tod ihres einzigen Kindes ließ sie erkennen, was Schmerz ist, und von da an ließ sie sich von diesem Schmerzbewußtsein einwiegen und wollte in ihrer noch halb kindlichen, halb kindischen Art nichts mehr wissen und hören von der Welt, zog sich ganz in sich selbst zurück und wurde früh zu einer jener nervösen, müden Frauen, die außer sich keinerlei Interessen kennen. Von der Zeit, da sich ein Arzt verleiten ließ, bei einer Erkältung der nervös Erregten Morphium zur Verfügung zu stellen, war ihr Schicksal entschieden. Nach kurzen Monaten hatte ihre Schwäche und Gleichgültigkeit sie so weit gebracht, daß der immer wieder erwachende Wunsch nach Morphium sie zu einer raffinierten Betrügerin und Fälscherin werden ließ.

Seit Jahren lebt unsichtbar für die Welt in dem Gartenflügel des herrschaftlichen Besitzes eine zum Gerippe abgemagerte Frau. Aus dem todblassen Gesicht starren ihre riesenhaft vergrößerten Augen gleichgültig in die sommerliche oder winterliche Pracht des Gartens. Jahrelang durch alle Entziehungsanstalten geschleppt, hat die Kranke in dem unmenschlichen Drange nach dem Betäubungsmittel immer aufs neue Mittel und Wege gefunden, sich Morphium zu verschaffen. So läßt man sie gewähren, da ihr nicht mehr geholfen werden kann, und so stirbt sie langsam einem Ende zu, das sie längst nicht mehr erkennt.

Bunte Chronik

* **Hat sich das Lebensalter der Menschen erhöht?** Im allgemeinen ist man der Ansicht, daß die Lebensdauer bei den Naturvölkern eine höhere als bei den zivilisierten Völkern sei, und zwar wegen der natürlicheren und gesünderen Lebensweise der ersteren. Statistiken haben jedoch erwiesen, daß das falsch ist. Zwar gibt es unter den Naturvölkern mehr Personen, die ein hohes Alter erreichen; demgegenüber steht jedoch eine sehr viel höhere Sterblichkeit im mittleren Alter, so daß die durchschnittliche allgemeine Lebensdauer bei den zivilisierten Völkern höher ist. Sie zeichnet sich durch größere Gleichmäßigkeit aus. In neuester Zeit nun hat man sogar ein erhebliches Steigen der Lebensdauer bei den Kulturvölkern festgestellt. In den Jahren 1870 bis 1880 haben zum Beispiel in Deutschland 39 600 Personen das siebzigste Lebensjahr erreicht, in den Jahren 1901 bis 1910 aber 61 200. Das achtzigste Lebensjahr erreichten in dem erstgenannten Jahrzehnt 11 600, in dem letztgenannten 21 300. Neunzig Jahre alt wurden 801 bzw. 1814. Das hundertste Lebensjahr erreichten in den 80er Jahren fünf, in dem ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts 12. Es ist kein Zweifel, daß dieser erhebliche Fortschritt der medizinischen Wissenschaft zu danken ist, die die Herrschaft der lebenverkürzenden Krankheiten immer mehr einzudämmen weiß.

*

* **Woher kommt der Ausdruck „Stimmvieh"?** In einer Zeit, da das Volk noch politisch sehr unaufgeklärt war und die große Masse der politisch Gleichgültigen mit mehr oder weniger sanfter Gewalt an die Wahlurne geschleppt werden mußte, wurde über die zur „Schlachtbank" Geschleppten viel gespöttelt. Das Wort „Stimmvieh", das sich für diese Art Wähler in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts bei uns einbürgerte, kam zu uns übern großen Teich, wo es auf die eingewanderten Deutschen und Irländer angewandt wurde. Als um die Mitte vorigen Jahrhunderts die inneren Wirren in Nordamerika ausgefochten wurden, standen die mit den Verhältnissen des Landes noch völlig Unvertrauten diesen erklärlicherweise gänzlich verständnislos gegenüber. Die Folge davon war, daß sie auf jeden politischen Hochstapler und Abenteurer hineinfielen, der es verstand, sein Mundwerk recht kräftig aufzureißen, den Gegner im schwärzesten und sich selber im hellsten Lichte zu schildern. Auf diese armen Genasführten, denen das Blaue vom Himmel versprochen wurde, wenn sie nur „richtig" wählten, wurde dann das Wort von den „voting cattle" („Stimmochsen") geprägt, das drüben bald zum geflügelten Wort wurde. Daraus wurde dann der deutsche Ausdruck „Stimmvieh", den zuerst der Gesellschaftsschilderer Blankenburg bei Schilderung des politischen Lebens Nord-Amerikas anwandte, und der dann auch bei uns viel gebraucht wurde. Auch in der Literatur können wir ihn öfter finden. So schreibt Nietzsche in seiner Kritik der Theaterbesucher: „Da ist nun Volk, Publikum, Herde, Weib, Pharisäer, Stimmvieh, Demokrat, Nächster, Mitmensch." Für unser politisch aufgeklärtes Zeitalter paßt das Wort natürlich nicht mehr, darum ist es auch heute so ziemlich aus der Mode gekommen.

*

* **Der Kuß an der Börse.** Miß Desirée Ellinger, die beliebte englische Operettensängerin, hat sich bereit erklärt, sich zu wohltätigen Zwecken küssen zu lassen. Unter dem Schutz des Carl Haig, der in diesem Fall sozusagen als ehrlicher Makler seines Amtes waltet, wird sich Miß Ellinger, wenn auch nicht in die Höhle des Löwen, so doch in die Säle der Londoner Börse begeben, die gemeinhin für Gefühlsdinge wenig übrig hat. Trotzdem hofft die Sängerin durch ihre opferfreudige Betätigung dem Fonds zur Unterstützung der englischen Kriegsbeschädigten eine stattliche Summe zuzuführen. Der Artikel, den sie auf dem Markt der Londoner Stock Exchange einzuführen gedenkt, gibt sich in der Gestalt von flandrischen Mohnblumen zu erkennen. Sie nimmt an, daß ein Preis von fünf Pfund Sterling für eine der in ihrem Korb befindlichen Blumen kein zu hoher Einsatzpreis sein dürfte, zumal der erste, aber auch nur der erste, der diesen Preis bietet, von der hübschen Verkäuferin als Lohn das Recht erhalten soll, einen Kuß, aber nur einen einzigen, von den schönen Lippen der Dame zu pflücken. Der Anreiz dürfte um so größer sein, als der also Ausgezeichnete der erste Börsenbesucher sein wird, der in aller Öffentlichkeit in den heiligen Hallen der Londoner Börse einen Kuß erhält. Und er hat obendrein die Aussicht, die Rolle des Helden in einer dramatischen Szene zu spielen, die in der ereignisreichen Geschichte der Londoner Börse als ein Unikum zu figurieren bestimmt ist.

*

* **Die Bar im Flugzeug.** Den Zeitungen zufolge wird gegenwärtig eine neue Flugzeugtype für ein englisches Handelsflugzeug gebaut, mit dem alle bisherigen Rekorde übertroffen werden sollen. Es handelt sich um einen Zweidecker, der 1500 Pferdekräfte entwickeln wird. Außer drei Mann der Besatzung können vierundzwanzig Passagiere befördert werden. In das Flugzeug wird ein Salon und eine Bar eingebaut werden. Mehrere dieser Flugzeuge sollen auf der Strecke London—Paris zur Verwendung gelangen.

*

* **Bierbegeisterung in alter Zeit.** Wenn in alten Zeiten in einem der brauberechtigten Häuser ein neues Faß Bier „aufgetan" wurde, dann war das ein Ereignis für das Städtchen. Der Hausherr und Brauberechtigte ritt dann in höchsteigener Person durch die Straßen und kündigte jedem, der es hören wollte, das freudige Ereignis an. Und wem es dann nur irgend um einen guten frischen Schluck zu tun war, der ließ Werkzeug und Arbeit liegen und begab sich in das Haus des Brauers, wo er sicherlich die halbe Bürgerschaft antraf. Natürlich pflegte das Faß auch die nötigen Ausmaße zu haben, um so stattlicher Gästezahl den Durst löschen zu können. Der Kaiser Rudolf von Habsburg soll bei einer solchen Bierprobe in Erfurt einmal mit vollem Humpen auf die Straße hinausgetreten sein und in aller Öffentlichkeit laut verkündet haben, wie gut das Bier in seinem Humpen war!

*

* **Ein 56faches Echo.** Bei Schloß Simonette in der Nähe Mailands wird, wie wir in der „Umschau" lesen, ein Pistolenschuß 56 mal wahrgenommen. Erst 56 nacheinander erfolgte Rückwürfe schwächen die durch den Pistolenschuß erzeugten Schallwellen so weit, daß sie vom menschlichen Ohr nicht mehr als Ton empfunden werden. In Wirklichkeit laufen die Schallwellen noch öfter hin und her.

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.